

## **Der Zündfunke für Entwicklung – Was „zündet“ menschliches Lernen?**

erschienen in: Behinderte in Familie, Schule und Gesellschaft, 27. Jg. 1/2004, S. 26-33  
(leicht überarbeitet)

### **Einleitung**

Der Beitrag versucht, einem zentralen Geheimnis menschlicher Entwicklung auf die Spur zu kommen, und richtet sein Augenmerk auf die Begegnung zwischen Menschen, in der die einen gefordert sind, Entwicklung zu ermöglichen, und die andern vor der großen Aufgabe stehen, diese Entwicklung für sich zu vollziehen. Wie kann der Funke überspringen? Eine Einladung zu einer interessanten Entdeckungsreise.

„Die Aufgabe des Säuglings, Signale von innen (aus dem Körper) und von außen (aus der Umwelt) langsam verstehen zu lernen, löst sich keineswegs ‚von alleine‘. (...) Die ‚Lösung‘ der Aufgabe erfolgt für das Gehirn dadurch, dass die aus dem eigenen Körpermilieu erfolgenden Signale im Gehirn des Säuglings mit Signalen und Handlungen der Mutter verknüpft werden. *Deren* Reaktionen verleihen, wenn sie angemessen und für den Säugling problemlösend sind, den unspezifischen Empfindungen des Säuglings sozusagen rückwirkend eine ‚Bedeutung‘. Erst die der jeweiligen Situation angepassten Reaktionen der Mutter stellen die Empfindungen des Säuglings in einen Verständniszusammenhang. Dieser Zusammenhang wird vom Säugling in Nervenzell-Netzwerken repräsentiert, welche die Signale, die zeitgleich von ‚innen‘ (vom Körper) und von ‚außen‘ (der Mutter) eingehen, verknüpfen.“<sup>1</sup>

### **Was die Heilpädagogik von einem Otto-Motor lernen kann**

Zugegeben, die folgende Analogie stößt an enge Grenzen. Doch der eine Aspekt, der herausgehoben werden soll, vermag vielleicht doch zu inspirieren und den Blick auf einen Umstand zu lenken, der vielen in der Heil- und Sonderpädagogik Tätigen das Leben - vielleicht unnötig - erschwert. Darum die Bitte, sich einfach einmal auf diesen Vergleich einzulassen.

Das Prinzip des Otto-Motors, mit dem fast alle Benzin getriebenen Autos fahren, besteht aus einem Zylinder, daran zwei Ventile und die Zündkerze, im Zylinder ein Kolben, der sich auf und ab bewegen kann. Durch von außen zugeführte Kraft bewegt, erzeugt der Kolben einen Sog, der durch ein Ventil das Benzin-Luft-Gemisch ansaugt, das in einem zweiten Takt komprimiert wird. Dann bringt ein Funke der Zündkerze das Gemisch zur Explosion, die den Kolben aktiv in Bewegung setzt. Wieder passiv bewegt (über die Pleuellwelle durch ein Pleuellrad oder die versetzte Bewegung der Pleuellwelle weiterer Zylinder) stößt der Kolben das verbrannte Gas durch das zweite Ventil aus, um dann erneut Benzin-Luft-Gemisch anzusaugen.

Die Energie, die zunächst von außen eingebracht werden muss, um den Prozess zum Laufen zu bringen - den Motor zu starten - wurde in den Anfangsjahren des Automobils mit einer Handkurbel erbracht. Heute besorgt dies ein elektrischer Anlassermotor. Wenn der Motor nicht gut eingestellt war (die Zündkerze war verrußt, der Zündzeitpunkt oder die Ventile nicht optimal eingestellt, die Zündspule defekt), konnte man lange kurbeln, ohne dass der Motor ansprang. Doch immerhin bewegte man mit der Kurbel die gesamte Maschine, und wenn man einen passenden Gang einlegte und kräftig genug kurbelte, konnte man damit das ganze Auto von der Stelle bewegen, nicht sehr schnell und mit extrem hohem Kraftaufwand - aber immerhin. Damit jedoch genug der Technik - Menschen sind keine Maschinen ...

## Was „zündet“ menschliches Lernen?

Von vielen Fachmenschen, die sich mit Kindern oder Erwachsenen beschäftigen, die gemeinhin „schwer geistig behindert“ genannt werden - wobei auch Menschen mit stark autistischem Verhalten, Hospitalismus-Symptomen und ähnlichen Problemkonstellationen im Blick sein sollen - wird die Arbeit in diesem Feld als sehr schwer und aufreibend empfunden. Man investiert sehr viel an Energie, und es kommt so herzlich wenig zurück. Wenn sich Fortschritte erzielen lassen, dann nur mühsam, und sie sind oft nicht sehr stabil. Man informiert sich ständig über neue Konzepte und Ansätze, arbeitet sich in sie ein und versucht sie umzusetzen, nur um meist nach einiger Zeit - wenn man ehrlich zu sich selbst ist - wieder der gleichen Frustration ausgesetzt zu sein.

Und die Menschen, mit denen man sich befasst, deren Bestes man ja eigentlich erreichen will, reagieren so oft mit Lethargie, Passivität, wenn nicht sogar aktiver Zurückweisung. Wenn man sie nicht ständig direkt anspricht, sie einbindet und fordert, verfallen sie nicht selten sofort in ihre lang gewohnten Schemata, stimulieren sich selbst, manchmal bis hin zur Selbstverletzung, oder „provizieren“ uns zu für sie vorhersehbaren Reaktionen. Unsere Angebote werden oft abgelehnt, die Botschaft, die man erhält, ist häufig: „Ich will in Ruhe gelassen werden.“ Doch wenn man darauf eingeht, stellt sich bald die Frage nach dem Sinn des eigenen Engagements, ganz zu schweigen von den Erwartungen von Vorgesetzten, Eltern oder Kostenträgern, die nach Förderplänen und Entwicklungsberichten fragen.

Analog zum Auto mit der Kurbel: Es tut sich etwas, die Fördermaschinerie ist in Bewegung, manchmal kommt es sogar zu etwas Fortschritt, jedoch unendlich mühsam, mit extrem hohem Energieeinsatz, unzuverlässig und holpernd. Und es beginnt nicht, von allein zu laufen, es entwickelt sich keine eigene Dynamik, der Funke springt nicht über.

Dies Bild mag überzeichnet sein. Immer wieder finden sich Fachleute mit Freude an ihrem Beruf, die mit leuchtenden Augen von ihren Schülern oder Klienten berichten, und wenn man diese dann trifft, lässt sich unschwer erkennen, dass hier tatsächlich *gemeinsames* Leben und Lernen stattfindet. Andererseits vermögen einige Professionelle ihre Frustration zumindest für einige Zeit effektiv vor sich selbst und der Umwelt zu verbergen, vielleicht hinter einem Aktionismus, der ständig auf der Suche ist nach dem „letzten Schrei“ der Sonderpädagogik, oder in der Selbstvergewisserung im Team, dass dies halt so sei, schon immer so war, eben zum Behinderungsbild dazu gehöre, oder aber, indem die „Schuld“ an den Verhältnissen bei Gesellschaft und Staat (oder den Eltern) festgemacht wird, gegen deren Uneinsichtigkeit bzw. Ressourcenverweigerung anzukämpfen sei.

Doch betrachten wir die überzeugenden, positiven Beispiele professioneller Heil- und Sonderpädagogik: Was macht den Unterschied? Wie kommt es, dass hier der Funke überspringt, Begeisterung im Wortsinn ins Spiel kommt?

## Erlebte Wechselseitigkeit

Das Eingangszitat von Joachim Bauer lenkt den Blick auf einen Umstand, der zur Klärung beitragen kann: Korrespondenzerfahrung, erlebte Wechselseitigkeit nicht nur im Sinn sozialpsychologischer Erfahrung von Kommunikation, sondern geradezu als physiologische Voraussetzung für die erfolgreiche Selbstorganisation des menschlichen Nervensystems.

Wie lernt ein Neugeborenes Lernen, ganz praktisch? Der kleine Mensch ist geboren, im guten Fall mit dem neun Monate genährten Gefühl, erwünscht, in Ordnung zu sein. Aus der Einheitserfahrung der intrauterinen Situation, die kein Warten-Müssen, keinen Bedürfnisaufschub kennt, ist er darauf angewiesen, sehr rasch alles Nötige zum Überleben sicher zu stellen. Vielleicht spiegelt sein erster Schrei die Dramatik dieses Moments, ausgestoßen sicher noch ohne Vorstellung, was er damit bewirken könnte. Doch da ist ein anderer Mensch, im Normalfall die Mutter, die ihn geboren hat, und für sie bedeutet dieser Schrei etwas: Neben der Erleichterung, dass ihr Kind lebt, sicher auch die Botschaft: „Es geht mir nicht gut - mir fehlt etwas.“ Der Schrei ihres Kindes wird für sie zum *Ausdrucksverhalten*, weil sie sich davon *beeindrucken* lässt, und sie wird versuchen, es mit einem passenden Verhalten zu beantworten: Sie nimmt den kleinen Menschen in den Arm, streichelt ihn, lässt ihn ihre Haut spüren, legt ihn an die Brust, spricht zärtliche, beruhigende Worte. Und - vorausgesetzt er hat keine anderen, z.B. gesundheitlichen Probleme - er wird ihr signalisieren, dass ihm ihre Antwort *passt*: Er wird sich beruhigen, sein Körper entspannt sich, er nuckelt an der Brust, schmiegt sich an die Mutter, schläft

vielleicht ein.

Damit hat dieser kleine Mensch zum ersten Mal erlebt: Ich spüre in mir einen Zustand, ich äußere ihn mit meinem Verhalten, und daraufhin geschieht etwas, was diesem Zustand entspricht, was meine Äußerung beantwortet. Selbstverständlich hat die Mutter das gleiche Erfolgserlebnis: „Ich kann mein Kind stillen, kann es verstehen und mit ihm in befriedigenden Kontakt treten.“ In diesem Kreislauf „primärer Kommunikation“<sup>2</sup> gründet das, was Erikson „Ur-Vertrauen“ genant hat<sup>3</sup>: Die Gewissheit, dass auf meine Äußerung eine Antwort folgt, dass mein Bedürfnis Befriedigung findet, dass meine Not erlöst wird. Zugleich müssen wir eben annehmen, dass diese Erfahrung von Korrespondenz für das Kind einen zentralen Stimulus darstellt, an dem entlang sich die neuronale Repräsentation seiner Auseinandersetzung mit der Welt und mit sich selbst in ihr organisiert. Sie ist der „Zündfunke“, der die Dynamik der Entwicklung in Gang bringt.

### **Assimilation - Akkommodation**

Jean Piaget<sup>4</sup> sieht jede Auseinandersetzung des Menschen mit seiner Umwelt geprägt von der dialektischen Dynamik der *Adaptation*, die zwischen den Polen der *Assimilation* – (in freier Formulierung:) „Ich passe die fremde Umwelt an meine Strukturen an.“ bzw. „Ich hoffe und bin darauf angewiesen, dass sich die fremde Welt mir anpasst.“ - und *Akkommodation* - „Ich passe mich an die fremden Strukturen der Umwelt an.“ - pendelt. Je besser die *Äquilibration* zwischen den beiden Polen immer wieder neu gelingt, desto gelungener die Anpassung, desto erfolgreicher der Umgang des Individuums mit seiner Umwelt.

Um zum Beispiel ein Fahrrad zu *assimilieren*, mit ihm Bewegungstempo und -radius vergrößern zu können, muss man zunächst lernen, sich an dieses Gerät möglichst perfekt zu *akkommodieren*, sich so zu verhalten, wie ein Fahrrad dies erfordert. Wessen Beine jedoch spastisch gelähmt sind, stößt hier an Grenzen, es sei denn, er erhält ein Fahrrad - z.B. mit drei Rädern, mit Möglichkeiten, die Beine zu fixieren - das ihm die *Assimilation* des Geräts erst ermöglicht.

Es handelt sich um eine andere Sichtweise auf den gleichen Prozess der Wechselseitigkeit, der Korrespondenzerfahrung, der oben mit der Betonung auf dem kommunikativen Aspekt dieser Dynamik beschrieben wurde. Und wieder bleibt festzuhalten: Am Anfang steht nicht die Anpassungsforderung - *Akkommodation* - sondern das Angebot der Anpassung - *Assimilation*: Die Mutter passt sich dem Neugeborenen an, und erst damit erlebt das Kind die Möglichkeit von Wechselseitigkeit, um selbst in diese Dynamik einzutreten und dann bald seine Möglichkeiten zur *Akkommodation* zu erweitern<sup>5</sup>.

### **Es fehlt der „zündende Funke“**

Viele Menschen mit schwerer geistiger Behinderung, auch schwerst-mehrfach behinderte Menschen oder solche mit ausgeprägt autistischen Zügen, zumal in fortgeschrittenerem Alter, imponieren geradezu durch ihre Verweigerung von Wechselseitigkeit. Sie bestehen - zum Teil mit frappierender Vehemenz - auf der Gleichförmigkeit ihrer Umwelt, zum Teil, obwohl sie in manchen Verhaltensauschnitten durchaus die Fähigkeit zu einem differenzierteren Umweltbezug erkennen lassen, den sie aber oft vornehmlich zur „Verteidigung“ der Gleichförmigkeit nutzen. Diesen Rückzug aus der Auseinandersetzung mit der Umwelt, der ja eine extreme Verarmung der Erfahrungsmöglichkeiten mit sich bringt, kompensieren sie zum Teil mit eingespielten Mustern der Selbststimulation oder auch Selbstbetäubung, bis hin zu selbstzerstörerischem Verhalten<sup>6</sup>.

Betrachtet man Biografie und Lebenssituation dieser Menschen, wird in vielen Fällen unmittelbar einsichtig (oder lässt sich begründet annehmen), dass sie oft früh - ebenso wie ihre Mütter, die in der Regel selbst eher als Opfer dieser verhängnisvollen Entwicklung zu betrachten sind - aus dem Zusammenhang der primären Kommunikation, der Dynamik zwischen *Assimilation* und *Akkommodation* heraus gefallen sind oder vielleicht dieses Wechselspiel in ihrem Leben noch nie überzeugend erlebt haben<sup>7</sup>. Damit fehlen ihnen grundlegende Voraussetzungen - wohl sogar neurologischer Art - um das Fremde, das ihnen in unseren wohl gemeinten Angeboten entgegen tritt, in eigene Verarbeitungsmuster zu integrieren. Es bleibt unverständlich und fremd, macht Angst, so dass vor diesem Hintergrund ihre generalisierte Abwehrhaltung durchaus sinnvoll ist.

Eine entsprechende Dynamik lässt sich auch bei Menschen nachvollziehen, die durch widrige Lebensumstände in späterer Zeit gründlich aus der Bahn geworfen wurden: Menschen, die nach Krankheit

oder Unfall in der Lebensweise des Wachkomas verbleiben, psychisch erkrankte Menschen, die - meist vorübergehend - durch eine akute Psychose den mitteilbaren Weltbezug verloren haben<sup>8</sup>, oder Menschen, die durch krankheits- oder alterungsbedingte Veränderungen ihrer Fähigkeit beraubt wurden, sich weiter sinnvoll in das Wechselspiel mit ihrer Umwelt einzubringen. Auch bei ihnen geraten Verständigungs- und Hilfsversuche leicht in eine Sackgasse, wenn ihnen unreflektiert eine Akkommodationsfähigkeit unterstellt wird, die ihnen nicht mehr gegeben ist, oder wenn ihre Unfähigkeit konstatiert wird, „sinnvoll“ zu kommunizieren, nur weil sie auf unsere Weise, mit ihnen umzugehen, nicht mehr wie erwartet reagieren.

### **Wie ein Neuanfang möglich wird**

„Darin besteht die Liebe: Nicht, dass wir Gott geliebt haben, sondern dass er uns geliebt hat.“<sup>9</sup> Ich kann in der Welt einen Sinn erleben, weil sich die Welt mir sinnvoll zugewandt hat. Ein Neugeborenes wächst in das Wechselspiel von Assimilation und Akkommodation hinein, weil sich die Mutter zuerst ihm anpasst und ihm so den Weg ebnet, sich an seine Umwelt anzupassen. Mit einem schwerst beeinträchtigten Menschen - sei er schwer geistig behindert, autistisch, schwer psychotisch, im Wachkoma oder dement - lässt sich Kommunikation erreichen, wenn das, was von ihm kommt, als Ausdruck wahrgenommen und darauf für ihn wahrnehmbar passend geantwortet wird, und von jedem Menschen kommt etwas, das sich wahrnehmen und beantworten lässt, und sei es „nur“ sein Atemrhythmus<sup>10</sup>.

Sobald ein Mensch diese Erfahrung macht, kann es auf ihn analog zum erwähnten Zündfunken in einem Otto-Motor wirken: Seine eigene Dynamik „springt an“, es gelingt ihm, seine Verhaltensmuster zur Geltung zu bringen, er erlebt darin seine eigenen Interessen und Motivationen zum Ausdruck gebracht, entfaltet und mobilisiert seine Möglichkeiten zur Akkommodation, tritt wieder ein in den wechselseitigen Austausch mit seiner Umwelt.

Dass dies nicht nur Wunschdenken, sondern praktisch erprobte Möglichkeit ist, beweisen vielfältige methodische Ansätze - Basale Kommunikation<sup>11</sup>, dialogisch orientierte Basale Stimulation<sup>12</sup>, einfühlsame Aufmerksamkeits-Interaktions-Therapie<sup>13</sup>, sensibel umgesetzte Kinästhetik<sup>14</sup>, Person-zentrierte Prä-Therapie<sup>15</sup>, ganzheitliches, transaktionsanalytisches Vorgehen<sup>16</sup>, um nur einige zu nennen - denen gemeinsam ist, dass sie von der Realität des Partners ausgehen, von seiner Weise zu leben, von seinen Möglichkeiten sich mitzuteilen, und ihm so Korrespondenzerfahrung ermöglichen, ohne die er vielleicht keinen Anknüpfungspunkt für einen sinnvollen Umgang mit der Welt erkennen kann. Und dies beweisen viele Geschichten von Menschen, denen ein Neuanfang geglückt ist, die ihr Verhältnis zur Welt wieder - oder erstmals - für sie sinnvoll ordnen konnten. Eigentlich selbstverständlich, dass sich die genaue Bestimmung dieses Weltverhältnisses nicht von außen, von Therapeuten, Lehrern, Heilpädagogen, Bezugspersonen oder wem auch immer vorweg planen lässt, sondern sich unverfügbar erst in der konkreten Kooperation und Kommunikation mit dem betroffenen Menschen realisiert.

### **Eine demütige Heilpädagogik<sup>17</sup>**

Dies erfordert von Seiten der Fachleute eine Grundhaltung der Demut, die Verabschiedung jedes Plan- und Machbarkeitsanspruchs. Dies braucht jedoch nicht als Verlust erlebt zu werden, resultiert es doch in der befreienden Erfahrung, dass nicht alles von einem selbst abhängt, man nicht für alles zuständig zu sein, die Welt nicht zu retten braucht. Der vergebliche Versuch, die unverfügbare Autonomie des beeinträchtigten Partners, der sein einmaliges Leben ohnehin nur selbst leben kann, durch die vermeintliche Allkompetenz des Fachmenschen ersetzen zu müssen, kann getrost aufgegeben werden, selbst wenn sich erweisen sollte, dass es darum geht, den andern auf dem Weg zum Tod zu begleiten. Dabei ist diese Haltung alles andere als inaktiv, es geht nicht darum, einfach nichts zu tun und den „Karren laufen“ zu lassen - letztlich handelt es sich um eine ganz andere Art von Aktivität, geprägt von Achtsamkeit und Hinwendung zum andern.

Zu einer solch demütigen Heil- und Sonderpädagogik wären folgende Gesichtspunkte zu nennen<sup>18</sup>:

- Demut als „Gesinnung eines Dienenden“ - „in der Einsicht in die Notwendigkeit u. im Willen zum Hinnehmen der Gegebenheiten begründete Ergebenheit“ (Duden) - stellt nicht sich selbst in den Vordergrund, sondern beschreibt „die Eigenschaft, sich selbst um anderer Menschen willen oder angesichts göttlicher Macht zurückzustellen“ (Brockhaus), wobei sich dem Konzept der „göttlichen

Macht“ vielleicht mit der Umschreibung „außerhalb meines Einflusses liegende Bedingungsfaktoren der gegebenen Situation“ anzunähern wäre.

- Demut verzichtet auf das „Ich weiß schon, was für dich gut ist!“ und lässt sich konsequent darauf ein, vom andern zu erfahren, was für ihn „Sache ist“, wohin „die Reise gehen kann“. Davon soll prinzipiell keiner ausgenommen werden, denn ob sich ein Mensch äußern kann, hängt eben davon ab, ob er einen Partner findet, der seine Weise sich zu äußern für wahr nimmt<sup>19</sup>.
- Demut legt Wert auf wirklich wechselseitige Kommunikation, die damit beginnt, dass ich auf den andern höre, mich seinem Einfluss aussetze, ihm vertraue, mir etwas von sich mitzuteilen, das ich nicht schon kennen kann - sonst wäre es bereits keine Kommunikation mehr.
- Demut steigt damit vom hohen Ross dessen, der ankommt, um „gut heilpädagogisch“ den andern „abzuholen, wo er steht“, und setzt sich erst einmal zu ihm - vielleicht auch in den Staub - um ihn in seiner Lebenssituation kennen zu lernen und zu erfahren, ob er sich überhaupt von dort entfernen will bzw. kann<sup>20</sup>.
- Demut geht es nicht um Schuldzuschreibung, unterstellt - auch der Gesellschaft, den Sozialpolitikern, den Einrichtungsträgern - zunächst guten Willen, hat einen Sinn für Tragik, für schicksalhafte Verwicklungen, die nicht einfach in das Muster „gut und böse“ aufzulösen sind, erlegt sich auf, auch tragische Situationen mit ihrem Leid auszuhalten, wenn sich keine Lösung abzeichnet.
- Demut bemüht sich um Echtheit, um Kongruenz von Verhalten und Gefühl, von Theorie und Praxis, blendet bewusst auch negative Erfahrungen wie Versagen, eigene Grenzerfahrungen, Leid und Trauer nicht aus, sondern bekennt sich - für die andern wahrnehmbar - zu ihnen.
- Demut lässt sich etwas sagen, sucht Kritik, weil sie sich von ihr Lernfortschritte erhofft, und immunisiert sich nicht dagegen, ganz gleich auf welche Weise, wählt deshalb auch eine einfache Sprache, bemüht sich um Verständlichkeit, auch gegenüber den beeinträchtigten Partnern oder deren Eltern und Angehörigen.
- Demut widersteht der Versuchung zu „all-erklärenden“ Konzepten, da sie um die Komplexität der Verhältnisse und um die unvermeidbare Beschränktheit der eigenen Erkenntnisfähigkeit weiß.

Diese Haltung erleichtert es, den eingangs erwähnten, weit verbreiteten Aktionismus in der Arbeit mit Menschen mit schwersten Beeinträchtigungen als Problemlösungsversuch des „Mehr desselben“<sup>21</sup> zu entlarven, der „selbst das Problem ist“<sup>22</sup>. Damit befreit sie für „Lösungen zweiter Ordnung“<sup>23</sup>, oder im Bild des Otto-Motors: Es geht nicht um noch kräftigeres Kurbeln, sondern darum, die Einstellungen zu justieren, schwergängige Stellen zu schmieren, die Zündkerze zu reinigen, damit es zur Zündung kommt und der Motor selbsttätig zu laufen beginnt.

Wer sich auf eine solche Haltung einlässt, kann dies sicher als Befreiung erleben, für sich selbst wie für den beeinträchtigten Partner. Sie ist damit Grundlage für ein befriedigendes Arbeiten, ein effektiver Schutz vor Burn Out oder vor der Falle des Helfer-Syndroms. Und gleichzeitig ist sie Voraussetzung, den andern sich wirklich als „Akteur seines eigenen Lebens“ erfahren zu lassen und so dessen eigene Entwicklungsdynamik zu aktivieren und zu begleiten - wohin dann auch immer die „Reise“ gehen mag.

## Literatur

- BAUER, J.: *Das Gedächtnis des Körpers - Wie Beziehungen und Lebensstile unsere Gene steuern.* Frankfurt (Eichborn) 2002
- ELBING, U.: *Massive Selbst- und Fremdgefährdung: Gestaltungsschwerpunkte und Prozessmerkmale.* In: Geistige Behinderung 01/2002, S. 46-59
- ERIKSON, E. H.: *Identität und Lebenszyklus.* Frankfurt a. M. (Suhrkamp) 1966 (Taschenbuchausgabe 1976)
- FEUSER, G.: *Substituierend Dialogisch-Kooperative Handlungs-Therapie (SDKHT) – Aspekte ihrer Grundlagen, Theorie und Praxis.* In: Geistige Behinderung 01/2002, S. 4-26
- FRÖHLICH, A.D.: *Basale Stimulation: Das Konzept.* Düsseldorf (verlag selbstbestimmtes leben) 1998

- HARTMANN, H.: *Aufmerksamkeits-Interaktions-Therapie mit psychotischen Kindern*. In: Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie, 35 Jg. 1986, S. 242-247
- HATCH, F., MAIETTA, L., SCHMIDT, S.: *Kinästhetik – Interaktion durch Berührung und Bewegung in der Pflege*. Eschborn (Deutscher Berufsverband für Pflegeberufe e.V.) <sup>3</sup>1994
- MALL, W.: *Heilpädagogische Partnerschaft mit schwerstbehinderten Menschen*. In: LEBENSHILFE NORDRHEIN-WESTFALEN (HG.): *Annehmen und Verstehen – Förderung von Menschen mit sehr schweren Behinderungen*. Hürth (Lebenshilfe LV NRW) 1992
- MALL, W.: *Demut in der Heilpädagogik - Fragen an Georg Feuser*. unveröffentlicht 2003 (zu finden unter: <http://www.winfried-mall.de/pdf/demut.pdf>)
- MALL, W.: *Kommunikation ohne Voraussetzungen mit Menschen mit schwersten Beeinträchtigungen*. Heidelberg (Universitätsverlag Winter/Edition S) <sup>5</sup>2004.
- NIEDECKEN, D.: *Namenlos – Geistig Behinderte verstehen*. Neuwied, Kriftel, Berlin (Luchterhand) 1998
- PIAGET, J.: *Das Erwachen der Intelligenz beim Kinde*. Stuttgart (Klett) 1975 (Original: Neuchâtel 1959)
- PÖRTNER, M.: *Ernstnehmen – Zutrauen – Verstehen. Personzentrierte Haltung im Umgang mit geistig behinderten und pflegebedürftigen Menschen*. Stuttgart (Klett-Cotta) <sup>2</sup>1999
- PROUTY, G., PÖRTNER, M., VAN WERDE, D.: *Prä-Therapie*. Stuttgart (Klett-Cotta) 1998
- TINBERGEN, N. u. E. A.: *Autismus bei Kindern*. Fortschritte im Verständnis und neue Heilbehandlungen lassen hoffen. Hamburg (Parey) 1984
- WATZLAWICK, P., WEAKLAND, J., FISCH, R.: *Lösungen - Zur Theorie und Praxis menschlichen Wandels*. Bern, Stuttgart, Wien (Huber) 1979

---

<sup>1</sup> Bauer 2002, S. 87

<sup>2</sup> Mall 2004, S. 33 ff

<sup>3</sup> „Mit ‚Vertrauen‘ meine ich das, was man im allgemeinen als ein Gefühl des Sich-verlassen-Dürfens kennt, und zwar in bezug auf die Glaubwürdigkeit anderer wie die Zuverlässigkeit seiner selbst (...).“ (Erikson 1976, S. 62)

<sup>4</sup> siehe Piaget 1975

<sup>5</sup> siehe Piaget 1975, S. 52 ff

<sup>6</sup> Dass damit nicht alles zum Verständnis solch schwierigen Verhaltens gesagt ist, sei vorausgesetzt.

<sup>7</sup> siehe Niedecken 1998, Tinbergen 1984

<sup>8</sup> Siehe zu diesem Personenkreis das Konzept der „Prä-Therapie“ (Prouty, Pörtner, Van Werde 1998).

<sup>9</sup> 1 Joh 4.10 - Recht verstanden, ist hier im religiösen „Gewand“ die gleiche Ur-Tatsache ausgesprochen, die der Text mit entwicklungspsychologischer Terminologie zu vermitteln versucht: Menschen sind darauf angewiesen, zuerst angesprochen zu werden, bevor sie in der Lage sind zu antworten.

<sup>10</sup> siehe Mall 2004, S. 46 f

<sup>11</sup> Mall 2004

<sup>12</sup> Fröhlich 1998

<sup>13</sup> Hartmann 1986

<sup>14</sup> Hatch, Maietta, Schmidt 1996

<sup>15</sup> Prouty, Pörtner, Van Werde 1998

<sup>16</sup> Elbing 2002

<sup>17</sup> **Demut**, die; - [mhd. demu(o)t, ahd. diemuoti, zu: diomuoti = demütig, dionon (dienen) u. muoti (Mut), also eigtl. = Gesinnung eines Dienenden]; *in der Einsicht in die Notwendigkeit u. im Willen zum Hinnehmen der Gegebenheiten begründete Ergebenheit* (© Duden - Deutsches Universalwörterbuch 2001)

... die Eigenschaft, sich selbst um anderer Menschen willen oder angesichts göttlicher Macht zurückzustellen. Die antike Ethik stellt dem Begriff der Demut den Begriff der Hybris gegenüber. Die Ethik des Alten Testaments fordert Demut als Ausdruck der grundsätzlichen Abhängigkeit des Menschen von Gott, das Neue Testament und die christliche Ethik beschreiben sie als am Vorbild Jesu orientierte christliche Grundhaltung (Tugend). (© Bibliographisches Institut & F. A. Brockhaus AG, 2003)

<sup>17</sup> siehe Mall 1992

<sup>18</sup> Folgende Gedanken wurden inspiriert durch die Auseinandersetzung mit Feusers SDKHT (Feuser 2002). Mehr dazu in Mall 2003

---

<sup>19</sup> siehe Pörtner 1999, Prouty, Pörtner, v. Werde 1998 und Mall 2001

<sup>20</sup> siehe Mall 1992

<sup>21</sup> Watzlawick, Weakland, Fisch 1979, S. 51

<sup>22</sup> ebenda

<sup>23</sup> ebenda, S. 99